

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Roman und Geschichte
Autor: E.Z.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572443>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

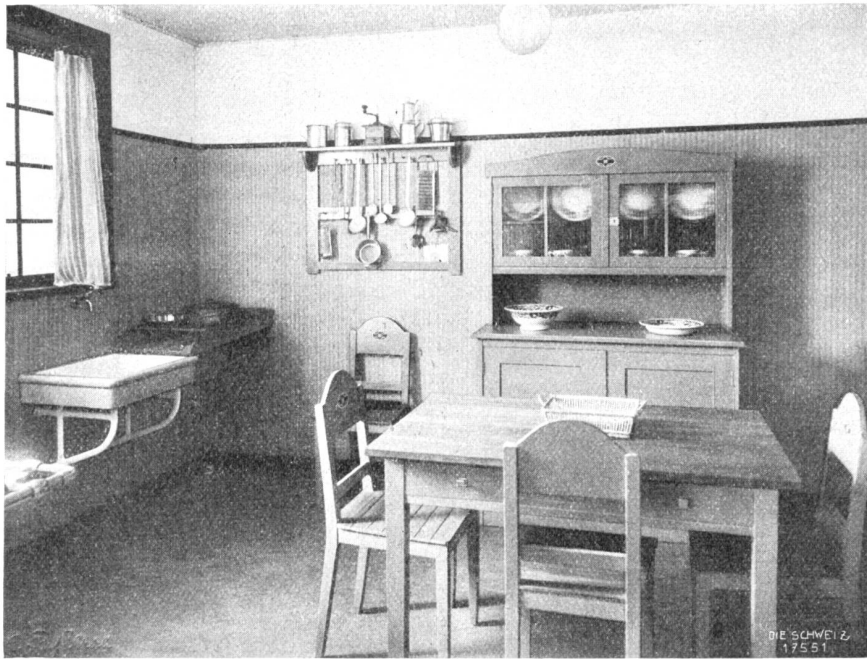
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von der II. Zürcher Raumkunstausstellung (2. Serie). Arbeiter-Wohnküche (Tanne, blau gestrichen und schabloniert), entworfen von Architekt Otto Jungold, Bern, ausgeführt von Hub. Trudenmüller, Zürich.

auf den Preis eine solche Rolle spielen, daß der künstlerischen Gestaltungskraft nur ein geringes Maß von Freiheit gewährt werden konnte. Mannigfaltigkeit in Form und Stimmung der Räume war also nicht der stärkste Eindruck, den man davontrug. Es war ja auch direkt der Zweck der Ausstellung, zu zeigen, daß man durch verschiedene Zusammenstellung und Bemalung auch von ganz typischen, mit der Maschine hergestellten Formen sehr verschiedene, dem individuellen Geschmack angepasste Wirkungen erzielen kann.

Im allgemeinen ließen sich alle eigentlichen Arbeiterräume auf zwei Typen zurückführen: eine Wohnküche nach dem Entwurf von Otto Jungold in Bern, und ein Schlafzimmer nach Plänen der Kunstgewerbeschule; beide Typen waren in sechs hauptsächlich durch die farbige Behandlung charakterisierten Variationen vertreten.

Die Möbel in den Wohnküchen Jungolds zeigen dieselben Qualitäten wie die Räume, die er in der ersten Serie aufgestellt hatte: solide Konstruktivität, groß gedachte Einfachheit in der Form, feste farbige Erscheinung. In den Einzelheiten war wohl einiges auszufügen; die Lehnen der Stühle zeigten gerade dort, wo die Schulterblätter aufliegen, scharfe, schmerzhaftige Ecken und paßten sich überhaupt dem Rücken schlecht an; die Büffette hätten durch ein Ausziehbrett bedeutend gewonnen. Auch die Farbe war bisweilen etwas hart trotz der ausgleichenden aufgemalten Mittelmotive, und ich glaube kaum, daß irgend jemand dafür schwärmt, ein blutrotes Schlächtermobiliar zu besitzen. Und dann drängt sich immer noch die große Frage auf: Ist die Wohnküche ein für unsere Kultur passender Raum? Entspricht es unsern Verhältnissen, daß man im gleichen Raum, der dem Familienleben und dem Zusammensein mit Gästen dienen soll, auch Gemüse pflügt, Sauerkraut kocht und Geschirr spült? Ist nicht schon die Anwesenheit von rein technisch gebauten Kochherden und Spülapparaten im höchsten Grade ungemütlich? Sind sie auch für Küchen so trefflich, als man irgend nur wünschen kann, so sehen sie doch neben Möbeln aus wie Geleerte neben lebendigen Körpern. Die Wohnküche ist bei uns Import aus England und Deutschland; sie entspricht nicht unsern Wohnsitten und wird ihnen auch kaum je entsprechen. Ich denke mir, daß man hauptsächlich aus ausstellungstechnischen Gründen die Räume so zusammengestellt hat; der einzige Raum von

Jungold, der keine Kucheneinrichtungen enthielt, war entschieden von viel angenehmerer Wirkung als die andern.

Trotz aller Aussetzungen, die ich gemacht habe, sind diese Möbel nicht nur besser als alles, was man heute an billigen Möbeln verkauft, sie sind in mancher Beziehung direkt vorbildlich und vermögen reiche Anregungen zu geben. Auch die Preise entsprechen durchaus den Anforderungen; eine Wohnküche mit Büffett, Tisch und sechs Stühlen kommt auf 230 Fr. zu stehen, was bei solcher solider Qualität wohl kaum unterboten werden kann.

Noch einfacher, ohne auch nur die geringste Schmuckform, ist der nach Entwürfen der Kunstgewerbeschule gefertigte Typus eines Schlafzimmers. Sowohl bei den Schränken, die geräumig und gedrungen dastehen, als bei den Bettladen liegt die Schönheit besonders in der überaus glücklichen, nach den Prinzipien der Schule auf geometrischer Basis gefundenen Teilung der Flä-

chen, die auch einer starken und soliden Konstruktion entspricht. Statt der Anstriche in Oelfarbe, die Jungold bevorzugt, wurde bloßes Beizen oder Lasieren gewählt, wobei die schöne Zeichnung des Holzes erhalten bleibt. Die leichte Färbung entspricht auch eher auf die Dauer dem ästhetischen Gefühl unserer Zeit. Die gewählten Formen sind so vernünftig, daß man sich kaum erklären kann, wie man je etwas anderes hat machen können. Die Preise sind so, daß sie sich jeder gute Arbeiter leisten kann: eine Schlafzimmereinrichtung mit je zwei Betten, Stühlen und Nachttischen, mit Schrank, Waschkommode und Spiegel stellt sich auf 342 Fr.

Die Frage ist nur, wie lange es gehen wird, bis sich der Arbeiter wirklich solche Möbel anschafft. Der beste Ausweg wäre wohl, daß man ein Abzahlungsgeschäft auf gemeinnützig genossenschaftlicher Basis gründen würde, das sich zur Aufgabe setzte, nur ästhetisch wie technisch einwandfreie Arbeit zu liefern.

Als ein Nachzügler zur ersten Serie gelangte noch eine Beamtenwohnküche nach dem Entwurf von Direktor Julius de Praetere zur Ausstellung, in der leider auch eine Kucheneinrichtung angebracht war. Diese störte etwas den guten Zusammenhang zwischen dem geräumig breiten Büffett, dem breiten Familientisch und den bei aller Einfachheit eleganten, mit Strohsitz versehenen Stühlen und Armisesseln. Alles war in hellgrün gebeiztem Tannenholz gearbeitet, und durch das breite Fenster fiel ein reiches Licht auf den mit gelb und weißer Decke und mit PorzellanGeschirr gedeckten Tisch.

Dr. Albert Baur, Zürich.

Roman und Geschichte.

Nachdem des Herrn Johann Andreas von Sprecher „Donna Ottavia“ ihre dritte Auflage erlebt hat, ist nun auch der Fortsetzung seiner Bündnergeschichte in Romanform, der „Familie de Saß“, derselbe Erfolg zuteil geworden. Wer nicht so stark wie viele Bündner noch heute an den Ereignissen und Zuständen des sechzehnten Jahrhunderts in Rätien Anteil nimmt und diese Romane aus dem Gesichtspunkt der ästhetischen Fiktion beurteilt, beurteilen zu müssen

glaubt, wird sich über diese Tatsache verwundern. Conrad Ferdinand Meyers Kunst hat den historischen Roman und die historische Novelle zu einer Kunstform entwickelt, deren berechtigter Triumph eine ganze Masse der sonst gebotenen historisierenden Belletristik in der Verkennung hat verschwinden lassen. Viele sind heute sogar über Scheffel blasirt und vermögen sich an jenem Eckehard, der so vielen teuer gewesen, nicht mehr zu freuen. Neben dem „Jenatsch“ vollends schienen die beiden Romane auf dem gleichen Boden der Bündner Wirren, die der Sohn des Landes gebracht, nicht aufkommen oder wenigstens sich nicht behaupten zu können.

Der Roman in Sprechers zwei Büchern kann in der Tat nicht in Betracht kommen. Er steht auf der Stufe von Dumas' Mache. Mit der Geschlossenheit der Meyer'schen Kunst in Form und Sinn hat er schon gar nichts zu tun. Und auch Dumas mit seinem Geist und seiner Berge weiß uns anders zu fesseln, wo nicht der Lokalpatriotismus dem Bündner den Vorzug gibt. Dennoch drei Auflagen. Dennoch bis heute Genuß, Interesse, Bewunderung. Die Erklärung liegt auf der Hand, wenn man sieht, daß gerade reifere Lesern der Roman in diesen Büchern gar nicht die Hauptsache ist. Daß das Interesse an ihm zurücktritt hinter demjenigen am Gemälde der Zeit. Dies gilt besonders vom zweiten, der „Familie de Saß“. „Donna Otavia“ hält das Geschick der Einzelnen, der Helden der Erzählung noch mehr im Vordergrund; es ist noch ein gewisses Verhältnis da zwischen Handlung und Schilderung. In der „Familie de Saß“ haben wir dann mehr die Geschichte des Landes und Volkes. In einer Folge von Bildern fließt der Strom der Erzählung breit dahin. Jenem Historiker, der in seiner Skepsis gegenüber den Ergebnissen seiner Wissenschaft den Ausdruck tat, die wahre Belebung der Vergangenheit könne uns nur ein guter historischer Roman geben, wird keiner besser gefallen als „Die Familie de Saß“, historischer Roman aus der letzten Periode Graubündens, 1629—1632 (Basel, Adolf Gehring). Der schöpferische Dichter bringt durch die Intuition selbst, mit der er sich in seine Helden und ihre Probleme einlebt, so viel oder so wenig von seinem eigenen, von seinem Ich in die Menschen hinein. Der schöpferische Chronist braucht seine Romanhelden bloß, um uns so zwanglos als möglich durch die Schätze seines Sammelfleißes zu führen. Sie sind ihm im wichtigsten Fall Staffage. Wer also diese „Familiengeschichte“ als Chronik liest, der wird sie richtig würdigen. Als Chronik ist sie mir lieb geworden und lieb geblieben. Als Muster einer Chronik darf sie wohl ab und zu von neuem gepriesen werden. Ihresgleichen wird nie seine Berechtigung verlieren. Ihresgleichen möchten wir mehr haben. (Man möge zum Beispiel auch bei Tavel die Probe darauf machen. Wer ihn zum zweiten oder dritten Mal liest, wird finden, daß seine Kunst in der Wiedergabe der Zeit und ihrer Atmosphäre, getragen von dem suggestiven Mittel seiner Sprache, es auf die Dauer über die Wirkung auch seiner feinsten Entwicklungen davon trägt).

Möchte der eine oder andere Blick, den wir im folgenden auf Einzelheiten dieses Zeitgemäldes werfen, der Bündnerischen wie der vaterländischen Geschichte überhaupt einen Freund mehr werben.

* * *
Wie der Untertitel es ausspricht, bildet die Pest den unheimlichen Hintergrund. Man kann

noch mehr sagen. Sie ist die Hauptperson. Ein bedeutender Griff von unserem Autor: diesen furchtbaren Feind, den Krieg mit ihm, seine Herrschaft und sein Ende zu schildern. Ein unheimlicher Gegenstand. Viele hat seine Darstellung gelockt. Wer kennt nicht das berühmte Kapitel in Manzoni's Promessi sposi oder Jacobsens Pest in Bergamo? So hat Sprecher seine Wirkung nicht konzentriert. Aber wie im zerklüfteten Bergland der böse Spuk herumgeht, da verweilend, dort im Sprung einkehrend und wieder verschwindend, um nach einem oder zwei Jahren wieder zu neuem Ueberfall auszuholen, das Tal vom Tale, das Dorf vom Dorf, den Bruder vom Bruder trennend, hier durch verzweifelt Schreckensregiment an den Grenzen gehalten, so im Gang unseres Buches. Da taucht sie auf, und dort ist sie wieder, überall tritt sie hervor, überall lauert sie oder glaubt man sie nahe, streckt sie aus der Ferne oder über die Schulter das Medusenhaupt herein.

Das erste Kapitel führt uns auf eine Alp ob Klosters. Wir erleben den Schrecken mit, der sich mit der ersten bösen Post auf die Gemüter der von der Kriegsfurie just so halb genesenden Menschen legt. Und näher, immer näher kommt es. Ein Druck legt sich auf Land und Leute. Prophezeiungen eilen ihr voraus. Ein böses großes Sterben steht bevor, man hat das Nachtwolk gesehen. Halbe Dörfer sind mitgegangen. Erst Kriegsnot, jetzt Hungersnot, und nun soll das noch kommen. Im zweiten Kapitel machen wir schon gleich die Bekanntschaft mit dem Totengräber von Mombiel, dem Geizhals und Bucherer, der sich aufs Erben freut, seines Mittels gewiß, gefeit, furchtlos, in teuflischem Triumph mit des reichen Sennen Schwester im Sinn. Die Toten stürzt er mit dem Kopf voraus in die Grube. Wie er aber mit der letzten Totenfuhre zu Tal steigt, scheut der Schimmel ob seinem Zuchhe und überschlägt sich, daß Mann und Roß und Wagen in die Tiefe follern.

Dazwischen werden wir nach Paris geführt. Es ist eine fährliche Reise, die uns zu Michellieu, zum wackern Eugenotenwirt am Louvre und in die Spielhölle führt. Bei der Heimkehr finden unsere Freunde Chur im Bann des Todes. Ein Gasthaus vor der Stadt, gehalten wie eine Festung oder ein Gefängnis, bietet Zuflucht und ermöglicht den Verkehr durch Boten, die zu den Fenstern rufen. So erfährt man, wer von den Lieben noch am Leben ist. Manche haben sich auf die



Von der II. Zürcher Raumkunstausstellung (2. Serie). Arbeiter-Schlafzimmer (Tanne, Braun lackiert), entworfen von der Kunstgewerbeschule Zürich, ausgeführt von Rudolf Trudenmüller, Zürich.

höchsten Alpen gestücht und sehen mit Bangen dem Winter entgegen. In der Stadt drin sind einzelne Gassen so verödet, daß Gras wächst. In den Häusern der Toten, der Sterbenden, der Kranken und der wehrlosen Geunden, Kinder, Frauen, Greise treibt das Raubgesindel sein Hyänengewerbe, stehend und mordend und bei der Auflösung aller Bande spurlos verschwindend.

An der Brücke von Frauenkirch haben die Davojer eine Wache, die jeden aus dem untern Tal, von den eigenen Talgenossen, wenn er trotz der Warnung hinüberwill, nieder-schießen soll.

Dies die Stimmung.

Zwischen diesen Schrecken oder seinem Alb und dem Gang des Tages sind die Gedanken der Menschen allzeit geteilt. Manches abaerundete Bild der Zeit schiebt sich indessen da hinein und dort. Ein drastisches Kapitel zeigt uns Michelius Jurisgauten an der Arbeit, denen es im Notfall auch auf die Ermordung eines widerstrebenden bündnerischen Staatsmanns nicht ankommt; wir sehen Herzog Nohan von den begeistertsten und nach endlichem Abzug der Pest doppelt lebenslustigen Churern als Helfer und Retter empfangen und in rauschenden Festen gefeiert, wir lernen eines jener scheußlichen Wirtschaftshäuser kennen am Fuß der Alpen, wo die Gastlichkeit den Mordmord und Raub maskiert. Wir wohnen dem ganzen Gerichtsverfahren gegen diebische Zigeuner bei usw.

Die Gerichtsszene mag uns in ihrem Rahmen die Art des Verfassers illustrieren, wie er aus dem Erzählen ins Beschieben kommt. Man könnte Episode und Rahmen herausnehmen und in eine Blütenlese oder gar in ein Lesebuch für den Unterricht versetzen.

Es war in der zweiten Woche des Weinmonats, als die Obrigkeit von Davos zum Behufe genauerer gemeinsamer Handhabung der Sanitätsmaßregeln es rätlich fand, mit den benachbarten Talschaften ein Einverständnis anzubahnen. Den Boten, welche die Schreiben zu überbringen hatten, war die Marschroute, das Verhalten bei Ankunft in der Nähe kranker Ort-schaften, aus denen sie Antwort zu überbringen hatten, bei der Empfangnahme der Briefe genau vorgegeschrieben: eidlich mußten sie sich zu pünktlicher Befolgung dieser Vorschriften verpflichten und dennoch gewärtigen, bei ihrer Rückkehr einer Quarantäne unterworfen zu werden. Unser Held wird nach Bergün ge-jandt; aber da das untere Tal und das Eertig versucht sind,

muß er den ungeheuren Umweg über den Scaletta und den Schafboden machen.

Auf dieser Wanderung von nahezu elf Stunden stand ein einziges Haus, das in dieser vorgerückten Jahreszeit Einkehr gestattete: das Wirtshaus am Dürrenboden am Fuß des Scaletta. Conradin ward daher mit genügendem Mundvorrat versehen, ehe er in früher Morgenstunde aufbrach. Wie es in diesem Krankheitsjahre schon seit Monaten der Fall gewesen, erhob sich die Sonne auch heute an einem wolkenlosen Himmel. Am Dürrenboden schloß er sich an einige Säumer an, die durch das gesund gebliebene Oberengadin auf den Bernina zogen, um von den dorthin entgegenkommenden Buschläver Säumern unter den gebotenen Vorsichtsmaßregeln Wein, Korn und Reis einzuhandeln. Jenseits des Berges, am Schafboden wiesen sie ihm den Weg, den er nach Val Tuors einzuschlagen habe, und reichten ihm zum Valettrunke die gefüllten Trinquetten. Ein Schafhirt, der mit seiner Herde noch hier weilte, geleitete ihn noch eine Strecke. Mühsam war der Anstieg zu dem hohen Paßübergang, und schon hatte die Sonne den Zenit seit geraumer Weile überschritten, als Conradin auf der Höhe stand, von wo er in eine überaus wilde, an Gletschern und Schneebergen reiche Umgebung hinausblickte. Gradaus der hohe Dufan und an dessen Fuß die beiden Seen von Naveisg, links der noch weit höhere Piz Loca oder Resch mit seinem großen Gletscher, die Albulahörner und die schöne Pyramide des Uertsch. Hoch über diesen Bergriesen segelten Adler und Lämmergeier, und der Ruf einiger Schneehühner war der einzige Laut, der die feierliche Stille dieser erhabenen Gebirgswelt unterbrach.

Noch schmückte saftiges Grün den Wiesenboden von Val Tuors, auf den der Wanderer allmählich gelangte. Leichteren Schrittes zog er abwärts, den empfangenen Belehrungen folgend, stets dem damals noch stehenden Arvenwalde und dem Bergstromen entlang, der ihn nach zwei Stunden zuerst zu den Hütten von Chiaclavuot, dann rasch nach Punt's d'Alp führte, wo noch zwei andere, von Gletschern genährte Wildbäche aus den Schluchten hervorbrechen und vereinigt den tosenden Tuorser Bach bilden.

Die hochgelegenen Maiensässe, im Sommer von geschäftigen Aelplern aus Latja und Bergün bewohnt, waren längst verlassen.

Ein obligates Bärenerelebnis übergehen wir hier.

(Schluß folgt).

Fortuna

Von † Otto Julius Bierbaum*).

Fortuna heißt mein Schiff, die goldene Galeere.
In ihrem Bauch sitzt meiner Feinde Schaar
Und rudert mich voll Wut hin über alle Meere
Und flucht und keucht und hofft auf Sturm. Ich aber
Fehre
Erfrischt nach Haus zurück aus jeglicher Gefahr.

Fortuna winkt am Bug. Um ihre goldnen Brüste
Klatscht Wogendrang und wut. Das ist ihr Spiel.
Sie lächelt mir voran, Laterne meiner Lüfte
Und Sinnbild meiner Sehnsucht nach der letzten
Küste,
Dem steinern einsam ruhevollen Ziel.

Cypressen ragen dort, die dunkelgrünen, steilen
Flammen erstarrter Kraft, rings um ein schwarzes Haus.
Gott Hypnos winkt am Tor: mit einem Traum zu heilen,
Was mir das Leben schuf an Wunden mit den Pfeilen
Der Luft: der Luft. Er löscht die Flamme gütig aus.

*) Das Gedicht „Fortuna“ ist das letzte des am 1. Februar d. J. in Dresden verstorbenen Dichters. Er schrieb es ungefähr Mitte Dezember als Geleitwort für sein letztes Buch „Die Pankebooble-Fahrt“, eine fröhliche Reise-schilderung, die Weihnachten 1909 im Verlag von Georg Müller zu München

erschienen ist und deren erste Auflage innerhalb weniger Wochen vergriffen war. Das Gedicht wurde eines Druckfehlers wegen nur in die ersten vierhundert Exemplare aufgenommen, ist also so gut wie unveröffentlicht.

H. d. H.